Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 142 (2015)

Artikel: Appenzeller Bäuerinnen und Bauern porträtiert
Autor: Spörri, Hanspeter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-583092

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Appenzeller Bäuerinnen und Bauern porträtiert

Interviews und Einleitung: Hanspeter Spörri
Fotos: Martina Bašista

Er nutze jede sich bietende Gelegenheit, um mit Bauern zu reden, verriet mir einst der Journalist Andreas Bänziger. Laut dem früheren Afrika-, Ostschweiz- und Asienkorrespondenten des «Tages-Anzeigers» bewahrt einen dies vor Fehleinschätzungen. Die Bäuerinnen und Bauern kennen den Boden und das Klima, wissen, was möglich ist und was nicht. Sie verfolgen die politische und ökonomische Entwicklung mit Skepsis, weil sie deren Folgen oft früher und direkter als andere zu spüren bekommen, weil sie abhängig sind von Entscheiden, die in fernen Hauptstädten gefällt werden, von Märkten und marktmächtigen Akteuren. Und sie sind – ob in den sogenannten Entwicklungsländern oder im wohlhabenden Europa – oft mit widersprüchlichen ökonomischen, ökologischen und politischen Forderungen konfrontiert.

Das Rezept des erfahrenen Reporters habe ich im Sommer 2015 im Appenzellerland angewandt und zunächst festgestellt: Jeder Hof und jede Alp ist anders. Die Familien meistern die Herausforderungen auf ganz unterschiedliche Weise. Manche bessern das Einkommen durch bezahlte Arbeit ausserhalb des Hofs und in einem andern Beruf auf; manche haben sich spezialisiert und eine für sie passende Nische gefunden; manche versuchen mit ihrem Betrieb zu wachsen, so gut es geht; manche pflegen Brauchtum und Traditionen mit grosser Ernsthaftigkeit; manche sind besonders unternehmerisch, manche besonders idealistisch, der Natur, dem Tierwohl verpflichtet.

Bäuerinnen und Bauern arbeiten viel, und sie arbeiten meistens gern. Viele von ihnen können kaum in die Ferien reisen. Einzelne können nur dank ihrer Genügsamkeit bestehen. Sie beklagen sich höchstens leise, kritisieren zurückhaltend, denn sie wissen: Nicht nur sie, die Bauernfamilien, stehen unter Druck. Überall in der Arbeitswelt sollte ständig mehr zu immer tieferen Preisen produziert werden; häufig fehlt es an Wertschätzung.

Die Anpassung an sich ändernde Umstände war in der Geschichte der Menschheit und ihrer Landwirtschaft nie einfach – und heute, in Zeiten von Digitalisierung, Globalisierung und internationalem Wohlstandsgefälle, sind die Herausforderungen noch grösser. Landwirtschaft ist eben nicht einfach eine Branche unter anderen. Bei ihr geht es um das Land – also auch um die langfristige Erhaltung der Lebensgrundlagen – und um die Ästhetik der Landschaft. Und es geht um das Essen, um etwas Unverzichtbares – und also um Preise und Kosten, um Leistung und Lohn, um Verteilkämpfe und Lastenverteilung, um Qualität und/oder Quantität. Und nicht zuletzt geht es auch um Kultur. Der Begriff «Kultur» stammt aus der Landwirtschaft, er beschreibt die Bearbeitung und Pflege des Bodens, aber auch dessen Verehrung – und in einem umfassenderen Sinn alles, was Menschen gestaltend aus der Natur entwickeln. Am Anfang der Zivilisation stand – und steht – der Umgang mit dem Boden.

Die Auswahl der Bäuerinnen und Bauern, der Älplerin, die hier zu Wort kommen, ist mehr oder weniger zufällig zustande gekommen – mit dem Ziel, möglichst unterschiedliche Betriebsformen und Lebensweisen zu zeigen, die komplexen Fragen fassbar zu machen, auf die in der Landwirtschaft Antworten gefunden werden müssen. Nebenbei wird man bei der Lektüre auch erfahren, wie inspirierend die Arbeit auf dem Bauernhof und auf der Alp sein kann und wie vielfältig die Meinungen und Haltungen sind.

Zu Wort kommen auf den folgenden Seiten auch die beiden Autoren der neu erschienenen Alpkataster, alt Landeshauptmann Josef Inauen, Appenzell, und Hans Eugster, Waldstatt.

Sie legten je eine gänzlich überarbeitete Neufassung ihrer detailreichen und durch Hintergrundinformationen ergänzten Beschreibung aller Alpen und Alprechte in den beiden Appenzeller Kantonen vor. Es sind Bücher, zu denen auch greifen kann, wer gerne im Alpstein wandert und mehr wissen will über die Kulturlandschaft, in der man sich dort bewegt.

Albert Räss-Kluser (*1937), *Bauer*
Paula Räss-Kluser (*1954), *Bäuerin, ehemalige Handarbeitslehrerin*
Söhne Albert (30), Sebädöni (29), Martin (27) und Franz (23)
Furgglenalp, Brülisau | Obere Hirschbergstrasse, Appenzell
www.furgglenalp.ch

Wo ist im Sommer eigentlich der Lebensmittelpunkt Ihrer Familie?

Paula Räss: Selbstverständlich hier auf der Furgglenalp. Es ist ein Privileg, wenn man mit der Familie und allen Tieren hier oben sein kann und unten im Tal nichts mehr ist, was dringend erledigt werden muss – klar, der Sohn muss zum Mähen hinunter. Er führt ja jetzt den Hof.

Ihnen war es nicht in die Wiege gelegt, dass Sie eines Tages in Appenzell Innerrhoden Älplerin sein würden. Sie sind eine Arbeitertochter aus Schattdorf im Kanton Uri, waren Handarbeitslehrerin in Einsiedeln.

Unser Nachbar in Schattdorf war Bauer. Ein altmodischer Bauer. Sein Stall war alt. Mitten im Kuhstall aber hatte er für uns Kinder einen Holzklotz hingestellt. Auf dem konnten wir sitzen und zuschauen. Er molk die Kühe von Hand – und wir Kinder haben immer den Milchschaum bekommen. Eine schöne Kindheitserinnerung!

Landwirtschaft und Landleben – das hat Sie fasziniert und angezogen.

Auch heute noch. Ich habe immer das Urwüchsige gesucht. In Einsiedeln, wo ich 10 Jahre lang Handarbeitslehrerin war, trat ich deshalb der Landjugend und dem Trachtenverein bei.

Entscheidend für Ihr weiteres Leben aber war eine Liebesgeschichte, die man verfilmen könnte – so berührend ist sie.

Ich begleitete einst einen Lehrer während einer Woche auf einer Schulverlegung von Einsiedeln nach Appenzell Innerrhoden. So lernte ich Albert Räss und seine Familie kennen. Seine Mutter kochte auf der Furgglenalp. Aber sie war alt und hätte sich gefreut, wenn endlich eine Frau geblieben wäre. Wir wohnten im Geisserhüttli, das wir auch heute noch als Ferienhütte vermieten. Milch, Butter und Käse holte ich täglich beim Albert, der damals schon neun Jahre hier Senn war und die Alp von seinem Vater übernommen hatte.

Und dieser Albert war Ihnen auf Anhieb sympathisch?

Mehr als nur sympathisch! Aber er ist 17 Jahre älter als ich. Und ich war überzeugt, dass der Altersunterschied in einer Beziehung höchstens 10 Jahre betragen sollte. Aber wir sind uns in kürzester Zeit etwas näher gekommen. Ich merkte schnell, dass er ein kluger, selbstbewusster und zugleich bescheidener Mann ist. Einer, auf den man sich verlassen kann. Er sah gut aus mit seinem Bart, hatte Charme und Witz – und er hat das ja immer noch, wie Sie sehen. Eine besondere Ausstrahlung. Nach einer Woche reisten wir ab, ich versprach, wiederzukommen – wie man das so macht. Aber ich dachte eigentlich: Das war's.

Und dann?
Dann hat er angerufen.

Und dann?
Er hat nicht locker gelassen. Und dann ist es halt passiert.

Keine einfache Entscheidung?
Ein Kollege, mit dem ich darüber sprach, sagte: «Du musst einfach auf dein Herz hören!»

Und?
Wir haben uns zur Verlobung entschlossen. Für uns war klar, dass wir Kinder wollten, und zwar bald. Ungefähr zwei Jahre später haben wir geheiratet: 1984, am Freitag vor der Landsgemeinde. Von unseren vier Söhnen ist der älteste, Albert, behindert. Er verbringt seine Ferien hier mit uns auf der Alp und arbeitet mit. Und er ist der Sonnenschein der Familie. Die drei anderen haben Bauer gelernt, Sebädöni führt nun den Hof und auch die Alp.

Albert, wenn Sie nochmals jung wären, was würden Sie anders machen?
Albert Räss: Ich würde alles genau gleich machen. Mit der Paula sowieso. Aber auch mit der Alp und dem Hof. Obwohl wir nie Ferien machen konnten. Manche meinen zwar, unser Beruf sei wie Ferien. Aber das stimmt nicht. Am Morgen muss man immer früh aufstehen – etwas, das viele Städter nicht können. Doch wir haben viel Abwechslung. Allerdings ist der Beruf hektischer geworden. Einst bekamen wir für den Liter Milch einen Franken. Heute noch ca. 60 Rappen. Auch das ist ein Grund dafür, dass wir nun während des Alpsommers auf der Nachbaralp, in der Rainhütte, käsen. – Aber etwas stimmt doch nicht mehr, wenn der Bauer für acht Liter Milch gleich viel erhält, wie er für ein Kilo Brot bezahlen muss. Milch, ein so hervorragendes Lebensmittel!

Die Landwirtschaft steht unter einem enormen Modernisierungsdruck.
Paula Räss: Sie musste sich verändern und wird sich weiter ändern. Das ist unvermeidlich. Selber hänge ich aber schon am Überlieferten. Ich bin glücklich, dass ich wenigstens noch unsere sechs Ziegen von Hand melken kann. Das hat etwas sehr Meditatives – eben das, was ich unter «urwüchsig» verstehe. Mir gefallen auch Kühe mit Horn.

Aber in Ihrem neuen Laufstall auf der Alp stehen enthornte Kühe!
Drei unserer Söhne haben Bauer gelernt. Sie sagen, das Unfallrisiko mit Hornkühen sei nachweislich viel höher, gerade in einem tierfreundlichen Laufstall. Das ist eben der Wandel: Früher hatte man es fast als Sünde angesehen, eine enthornte Kuh die Schelle tragen zu lassen. Inzwischen hat man sich daran gewöhnt. Aber persönlich bin ich schon überzeugt, dass man nicht jeden Trend mitmachen muss: «Du bist halt etwas altmodisch, etwas grün!», lachen mich meine Söhne manchmal aus.

Die vielen Gäste, die bei Ihnen einkehren und übernachten, erhalten immerhin ein realistisches Bild der Landwirtschaft – mit Traditionellem und Modernem.
Ich habe den Eindruck, dass ihnen das gefällt. Schon Alberts Eltern hatten über dem Stall ein Heulager. Die Bewirtung von Touristen gehört auf der Furgglenalp zum Hirtenvertrag. Der Lohn des Sennen war klein, aber wenn man hier gastfreundlich ist, kann man etwas hinzuverdienen. Heute haben wir sogar eine Internetseite, die uns ein pensionierter Gast eingerichtet hat.

Die Alp gehört aber nicht Ihnen.
Sie gehört einer Genossenschaft, wir besitzen aber Anteilscheine. Und sie ist ein wesentlicher Teil unseres Betriebs – oder heute von Sebedönis Betrieb. Deshalb sind auch unsere Kühe und Rinder hier. Insgesamt ist der Senn dieses Jahr für 119 Rinder verantwortlich, davon sind 22 Milchkühe. Er muss die Tiere kennen und sie jeden Tag sehen. Denn es kann immer etwas vorfallen, das sein Eingreifen nötig macht.

Alpwirtschaft fasziniert. Sie haben hier Gäste von überallher, auch aus dem Ausland.
Kürzlich war beispielsweise eine australische Fotografin hier, der es offenbar so gut gefallen hat, dass sie hier Modeaufnahmen machen wollte. Jedenfalls kam sie mit ein paar Models hierher. Sie sehen: Wir können zwar selbst nicht viel reisen – aber aus der ganzen Welt kommen Leute zu uns.

Was glauben Sie, zieht diese Gäste ins Appenzellerland?
Es ist wohl das Authentische. Ein Mann wie Albert spielt niemandem etwas vor. Und er biedert sich auch bei niemandem an: Er bleibt sich in allem treu, ein Bauer und Senn, selbstbewusst, bescheiden, einer, der zum Rechten schaut.

Ernst Krüsi-Widmer (*1964), *Bauer*
Andrea Krüsi-Widmer (*1967), *Bäuerin, Büroangestellte*
mit Ernst Krüsi-Roth sen.
Tochter Jasmine (20), Söhne Fabian (17) und Pascal (15)
Rütistrasse 12, Speicherschwendi

Jahrelang waren Sie in der Region bekannt als Lieferanten von geschmackvollen Erdbeeren. 2014 haben Sie aber die letzte Ernte verkauft. Was hat zu diesem einschneidenden Entschluss geführt?
Ernst Krüsi: Ich habe gleich nach der Lehre den elterlichen Hof übernommen und 1984 mit der Erdbeerproduktion angefangen. Wir haben viel in die Bewässerung investiert, ein Reservoir für unsere eigene Quelle gebaut. Und wir hatten Erfolg mit den Erdbeeren. Sie können sich vorstellen, dass es uns nicht leicht gefallen ist, diesen Betriebszweig einzustellen. Aber es war nötig. Erdbeeren sind Bodenzehrer. Wir hatten ein Problem mit der Fruchtfolge, die Erträge gingen zurück, und auf unserem kleinen Hof gibt es nicht mehr genügend geeignete Flächen. Die Hochstammobstbäume wollten wir dafür nicht opfern. So haben wir uns schweren Herzens entschieden, die Erdbeerproduktion einzustellen, da am Ende der Aufwand grösser war als der Ertrag.

Die Hochstammbäume sind ein weiteres wichtiges Standbein Ihres Betriebs – eine Seltenheit im Appenzellerland.
Heute ist das tatsächlich selten. Früher haben zahlreiche Bauern auch vom Obst gelebt. Viele Bäume sind wegen der Mechanisierung verschwunden. Je grösser die Betriebe sind, desto weniger Bäume stehen auf den Wiesen. Die modernen Traktoren mit ihren Kabinen sind zu hoch und können nicht mehr unter den Bäumen durchfahren. Diese werden dadurch zu Hindernissen, die man beseitigt. Die Landwirtschaftspolitik hat zudem vor allem die Viehwirtschaft gefördert und setzt auf grössere Höfe. Wir wollten da nicht mitmachen und uns am Gerangel um Pachtland beteiligen. Aber selbstverständlich produzieren wir mit unseren 14 Kühen auch Milch. Diese ist heute aber ein Massenprodukt. Sie geht an einen Zwischenhändler. Wir können damit nicht direkt an den Verbraucher gelangen.

Anders als bei Stein- und Kernobst. Da sind Sie Direktvermarkter. Ist das nicht mit grossem Aufwand verbunden?
Andrea Krüsi: Manche Kunden kommen direkt auf den Hof. Ich schätze das. Es sind nette und interessierte Leute. Und es tut gut, zwischen-

durch etwas zu plaudern. Das ist ein wenig der Ausgleich dafür, dass wir auf dem Hof ziemlich angebunden sind, vor allem während der Erntezeit.

Dann pflegen vor allem Sie die Kontakte zur Kundschaft?

Die Arbeitsteilung ist auf jedem Bauernhof, in jeder Bauernfamilie wohl wieder anders. Der Verkauf und das Richten der Früchte sind bei uns Frauensache. Stallarbeit ist hingegen Männersache, vor allem auch, weil Vater Ernst Krüsi ebenfalls mithilft. Im Winter allerdings mache auch ich den Stall.

Als Bäuerin muss man zupacken können. Sind Sie auf einem Bauernhof aufgewachsen?

Nein, in einer Blockwohnung. Und ich habe eine KV-Lehre gemacht – auch das hilft auf dem Bauernhof. Aber ich habe mir schon früh einen Bauernbub als Partner gewünscht. Und jetzt ist er grad auch noch selber Bauer.

Die Erntezeit ist für Sie wohl die anspruchsvollste Zeit im Jahr?

Die ganze Ernte fällt innerhalb weniger Wochen an. Die Kirschen werden zudem teilweise in der Ferienzeit reif. Viele Konsumenten sind dann weg, und auch in den Läden, die wir beliefern, sinkt die Nachfrage. Als Direktvermarkter muss man damit leben. Und auch damit, dass manche Konsumenten nicht mehr saisonal denken. Das ganze Jahr über ist fast alles zu kaufen. Immerhin sind unsere Kunden in der Regel sehr bewusste Konsumenten. Deshalb sind wir auch nicht in die Hors-Sol-Produktion von Erdbeeren eingestiegen. Ein grosser Teil der Beeren bei Grossverteilern stammen aber aus dieser bodenunabhängigen Produktion.

Wie bewältigen Sie den grossen Arbeitsanfall?

Wir haben zum Glück seit einigen Jahren einen polnischen Angestellten, der jeden Sommer drei Monate zu uns kommt. Er und seine Familie bewirtschaften in der Gegend von Lublin im Osten Polens selbst einen kleinen Bauernhof.

Ernst Krüsi: Er ist ein äusserst geschickter Allrounder. Er kann auch fast alles flicken. Eine grosse Hilfe!

Sie selbst sind ja auch ein gefragter Fachmann für die Pflege von Obstbäumen.

Solche Aufträge kann ich nur annehmen, wenn ich Zeit habe. Wir haben auf unserem Hof 220 eigene Hochstämmer. Junge Bäume werden jedes Jahr geschnitten, bis sie ihre Form haben, also etwa zehn Jahre lang. Ältere Apfel- und Birnbäume schneide ich etwa alle vier Jahre und die Kirschbäume im Abstand von zwei Jahren. Das gibt schon einiges zu tun!

In Ihrem Hofladen findet man auch Kirsch- und Zwetschgenwasser.

Früher kam der Brenner im Frühling jeweils direkt auf den Hof. Diese schöne Tradition ist leider ausgestorben. Heute fahren wir das Brenngut in Fässern in die Brennerei. Den Kirsch und das Zwetschgenwasser verkaufen wir aber in unserem Hofladen.

In den letzten Jahren machte der Feuerbrand, eine durch Bakterien ausgelöste Krankheit von Kernobstbäumen, Schlagzeilen. Viele Hochstammbäume wurden gerodet. War das nötig?

Unser Betrieb war auch betroffen. Wir mussten 40 Kernobstbäume roden. Ab dem Jahr 2000 war der Feuerbrand eine meldepflichtige Krankheit – für uns ein beängstigendes Thema. Ich gab damals mein Nebenamt als Kontrolleur ab, weil ich keine Rodungsverfügungen aussprechen wollte – und solche erfolgten damals schon bei geringsten Symptomen. Mit der Hochstammvereinigung reiste ich deshalb nach Süddeutschland. Dort ging man anders um mit der Krankheit. Die Behörden waren weniger rabiat. Schliesslich musste man auch in der Schweiz einsehen, dass das rigorose Vorgehen die Krankheit nicht besiegt, hingegen alle Hochstammbäume vernichtet hätte. 2007 wurde die Meldepflicht schliesslich wieder aufgehoben.

Dann war es vor allem eine Hysterie?
Es war eine neue Krankheit. Aus Unkenntnis hat man versucht, sie ganz auszurotten. Inzwischen hat man gelernt, mit dem Feuerbrand zu leben. In manchen Jahren tritt er stärker auf, in anderen schwächer. Apfelbäume überleben problemlos. Etwas schwieriger ist es, junge Birnbäume aufzuziehen.

Ernst Graf-Beutler (*1964), *Bauer*
Maya Beutler Graf (*1964), *Bäuerin, Heilpädagogin*
Söhne Linus (23) und Silvan (21)
Altenstein 473, Heiden
www.kagfreiland.ch/bauern-produkte/item/265-graf-beutler

Als Kind stellte ich mir einst einen idealen Bauernhof vor: mit Katzen, einem Hund, freilaufenden Hühnern, Enten, Kühen, Obstbäumen, einem Gemüse- und Beerengarten. Das alles ist hier vorhanden – eine perfekte Welt.
Maya Beutler: Das hat vielleicht mit unserem Idealismus zu tun, mit unserer Neigung, dies und das auch noch auszuprobieren, mit unserer Suche nach Nischen. Wir müssen aber acht geben, dass es nicht zu viel wird. Und manchmal misslingt ein Vorhaben.

Ernst Graf: Als wir 1987 den Hof kaufen konnten, war es unser Ziel, von den damals 7,5 Hektaren im Haupterwerb leben zu können. Wir versuchten es also nebst den Kühen mit Erdbeeren, Kräutern und Gemüse.

Maya Beutler: Und eine Zeit lang mit Blumen. Anfangs hatte man mich fast ein wenig ausgelacht, als ich zunächst einmal vier Sträusse an den Bauernmarkt mitnahm. Später waren es rund 50 Sträusse, die wir jeweils absetzen konnten. – Das habe ich gemacht, bis ich vor rund zehn Jahren wieder in meinen alten Beruf als Heilpädagogin einstieg. Jetzt fehlt dafür die Zeit.

Ernst Graf: Wir hatten auch im grösseren Stil Johanniskraut angebaut für die Bioforce AG in Roggwil. An den Erntetagen beschäftigten wir bis zu 40 Personen, die dann natürlich auch auf dem Hof verpflegt werden mussten, darunter Asylsuchende. Irgendwann haben wir uns aber entschieden, soweit zu reduzieren, dass wir die Arbeit zur Hauptsache selbst leisten können. So hatten wir wieder mehr Zeit für die Familie, waren wieder alleine mit den Kindern am Tisch, nicht mehr dauernd mit ein oder zwei Mitarbeitern. Es war zwar eine schöne Zeit – aber manchmal war der Aufwand grösser als der Ertrag.

Maya Beutler: Wir haben von früh bis spät gearbeitet, aber manchmal hat es kaum gereicht – und doch – wir hatten es immer gut, konnten jedes Jahr mit den Kindern ein paar Tage verreisen und von SAC-Hütte zu SAC-Hütte wandern. Die Stellvertretung besorgte jeweils jemand aus der Familie, Ernsts Bruder beispielsweise, der ebenfalls Bauer ist. Mit Ruedi Graf und Josette Egli arbeiten wir auch heute noch eng zusammen: wir ziehen ihre Lämmer gross; wir mähen gemeinsam; ihr rumänischer Angestellter arbeitet auch 1,5 Tage pro Woche bei uns.

Die Stunden sollte man wohl nicht zählen, wenn man auf einem Bauernhof arbeitet?
Das lässt man tatsächlich besser bleiben. Man hat auch weniger Sicherheiten als andere, ist vom Wetter abhängig, von der eigenen Gesundheit. Und gerade zur Zeit des Heuet stellt man sich schon die Frage, ob man wiederum genügend Futter für die Kühe bereitstellen kann. Das ist mit Ungewissheit und also mit Stress verbunden. Aber es ist ein schönes Leben.

Ernst Graf: Und man ist frei. Wir können vieles ausprobieren. Das gibt uns eine grosse Zufriedenheit. Die Kühe sind jetzt übrigens im Tessin auf der Alp. Der Alpsommer dauert dort rund vier Monate. Das gibt uns Gelegenheit, ab und zu ins Tessin zu reisen, weil wir ja unsere Tiere besuchen wollen und dann auch etwas wandern können. – Und die Tiere kommen wohlgenährt zurück. Nur die Tierverluste durch Unfälle machen uns Sorgen.

Sie halten Mutterkühe. Wie verkaufen Sie das Fleisch?

Einst haben wir Bio-Kalbfleisch an einen Grossverteiler verkauft. Doch immer wieder gab es Abzüge, weil das Fleisch rot war – als Folge der natürlichen Fütterung. Das ist mir verleidet. Jetzt vermarkten wir unser Naturabeef selbst, verkaufen es ab Hof, manche Kunden holen es bei uns, anderen bringen wir es. Zudem verkaufen wir das Fleisch auf dem Bauernmarkt in Heiden und liefern an den Stadtladen in St.Gallen.

Maya Beutler: Das Gleiche machen wir mit den Eiern von unseren rund 80 Freilandhühnern. Sie werden unter dem Label Kagfreiland verkauft.

Das ist das strengste Label für Nutztierschutz und Bio-Produktion.

Da machen wir aus Überzeugung fast seit Anfang mit. Und auch Kräuter bauen wir weiterhin an. Nur das Experiment mit Arnika ist gescheitert. Wir haben alles versucht, aber die Arnika wollte auf unserem Boden einfach nicht gedeihen. Heute bauen wir Baldrian und Engelwurz an, die bei der Ceres Heilmittel AG zu Urtinkturen verarbeitet werden.

Aber das meiste ist Wiesland?

Ernst Graf: Wir haben mit dem Pachtland 22 Hektaren landwirtschaftliche Nutzfläche, zudem zwei Hektaren Wald. Auf je rund fünf Aren bauen wir Heidelbeeren und Kräuter an, auf acht Aren Gemüse im Tunnel. Wir bewirtschaften drei bis vier Kilometer Waldrand, haben viele Ökoflächen, sogenannte Biodiversivitätsförderfläche. – Die Agrarreform kam uns daher entgegen, weil die Direktzahlungen heute von der Fläche abhängig sind – was aber für viele Bauern nachteilig ist. Wir haben 18 Mutterkühe, einige Schweine, welche zum Beispiel auch die überzähligen Gurken verwerten. Denn Gurken wollen wir zeitweise zu viele haben, sonst haben wir dann auf dem Markt, wenn wir sie verkaufen können, zu wenige.

Sie mähen grosse Flächen auf einmal.

Frühere Bauern würden staunen, wie gross die Flächen sind, die wir heute an einem einzigen Tag mähen.

Maya Beutler: Aus meiner Sicht ein grosses Problem sind die Rehkitze. Wir haben einen grossen Aufwand betrieben, zu dritt zwei Stunden lang gesucht und ein Kitz gefunden, zwei aber dennoch vermäht. Auch das Aufstellen von Scheuchen hat nicht geholfen.

Ernst Graf: Und der Einsatz von Drohnen mit Wärmebildkamera ist teuer und schwierig, weil der Wärmeunterschied nur am frühen Morgen feststellbar ist.

Das sind Momente, die man eigentlich nicht erleben möchte.

Maya Beutler: Wir versuchen das Mögliche, um sie zu vermeiden. Aber auf dem Bauernhof ist man mit allem konfrontiert, was das Leben bereithält. Für Kinder ist es ein idealer Ort zum Aufwachsen. Spiel und Arbeit gehen ineinander über. Kinder lernen hier, wie man ein Unternehmen führt, dass Aufwand und Ertrag im Einklang stehen müssen, dass unsere Kulturlandschaft gepflegt sein will.

Sie stammen nicht aus einer Bauernfamilie, sondern sind in einer Blockwohnung im Kanton Zürich aufgewachsen.

Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal so verwurzelt sein würde mit dem Boden und mit der Gegend.

Ernst Frischknecht-Bürki (*1975), *Bauer, Strassenbauer*
Claudia Frischknecht-Bürki (*1978), *Bäuerin, Koch*
mit Maik (14), Lea (5) und Jan (12)
Brunnhalden 25, Waldstatt

Ihre 16 Kühe sind in den neuen Laufstall umgezogen, der bisherige Kuhstall dient nun als Ziegenstall. Was hat Sie zu dieser Investition motiviert?

Ernst Frischknecht: Unser Betrieb ist klein. Ich arbeite deshalb auch noch in meinem angestammten Beruf als Strassenbauer. Unser Ziel war es, den Hof so einzurichten, dass wir rationeller arbeiten können. Der alte Kuhstall war eng. Nun haben die Tiere ausreichend Platz. Wir haben den Stall so gross konzipiert, dass wir Hornkühe halten können. Diese benötigen im Laufstall mehr Platz als die Hornlosen. Vorerst ist unsere Herde aber noch gemischt: Enthornte und solche mit Horn. Hornträgerinnen sind dominanter. Das ist bei uns gut sichtbar.

Und die Ziegen? Ist das mehr als nur ein Hobby?

Es hat als Hobby angefangen. Zunächst waren es nur einige Ziegen, aber es wurden immer mehr, und ich habe eine Art Leidenschaft entwickelt. Der Ziegenstall war unten im Dorf – mit der Zeit wurde das unpraktisch. Heute sind die Ziegen für unseren Betrieb ein wichtiges Standbein. Die Milch unserer 40 Ziegen liefern wir Mathias Koch nach Gonten. Schon sein Vater Albert hat sich ab 1974 auf Ziegenkäse spezialisiert. Die Appenzeller Ziegenprodukte AG (www.ziegenmilchprodukte.ch) bedient heute auch Grossverteiler. Selbstverständlich ist die Ziegenmilch immer noch ein Nischenprodukt. Aber weil die Konsumentinnen und Konsumenten vermehrt auf die Gesundheit achten, steigt auch der Absatz von Ziegenprodukten.

Könnte jeder Bauer Ziegen halten?

Wenn er sich in das Thema hineinkniet schon. Die Appenzeller Ziege ist aber etwas heikel. Milch gibt es nicht das ganze Jahr. Anfang Dezember ist Schluss. Dann beginnt die Galtzeit, die bis etwa Ende Januar dauert. Kurz vor Ostern werden die Gitzi geschlachtet, die Böckli, für die wir keine Verwendung haben – in einem Schlachthaus in Schönengrund. Das Fleisch verkaufen wir privat, häufig auch an Ausländer, beispielsweise an Griechen, die ihr Osterfest nach dem julianischen Kalender feiern – einige Tage nach uns.

War für den Neubau Mut nötig?

Es war wohl einfach nötig, den veralteten Stall zu erneuern. Und wenn man schon etwas macht, dann grad richtig. Jetzt können wir auch an den sogenannten Tierwohlprogrammen teilnehmen: Für die «besonders tierfreundliche Stallhaltung», abgekürzt BTS, und für den «regelmässen Auslauf im Freien», das RAUS-Programm, erhalten wir Bundesbeiträge und vielleicht einen etwas höheren Verkaufspreis für besonders tierfreundlich produzierte Nahrungsmittel. Mit den Formularen kenne ich mich inzwischen aus. Natürlich ist das im einen Fall mit höheren Baukosten und im andern Fall mit Mehrarbeit verbunden. Aber diese können wir bewältigen, weil mein Vater ebenfalls noch zur Verfügung steht und auch meine Frau mitarbeitet.

Claudia Frischknecht: Der neue Kuhstall ist sozusagen «frauenfreundlich» eingerichtet. Die Milch wird vom Melkstand direkt in den Tank gepumpt. Ich muss also keine schweren Milchkannen tragen.

Sie beide sind Bauer und Bäuerin mit Leib und Seele, das spürt man. Leiden Sie darunter, dass Sie nebenbei noch etwas anderes arbeiten müssen?

Ernst Frischknecht: Ich wäre tatsächlich lieber Vollzeitbauer. Als Bauer ist man sein eigener Herr und Meister. Das schätze ich. Und Sie sehen ja, wie schön es hier ist, hoch über dem Dorf Waldstatt, den Säntis vor Augen. Diesen Ausblick habe ich vermisst, als ich einst wochenweise in der Schule war. Schon mein Vater ist hier aufgewachsen. Wir sind also wirklich sehr verwurzelt auf diesem Hof.

Claudia Frischknecht: Als Koch könnte ich nicht mehr arbeiten – auch nicht stundenweise. In diesem Beruf ist man vor allem vormittags und über Mittag beschäftigt, in manchen Betrieben auch am Abend. Diese Zeit brauche ich für den Hof und die Familie. Der Mittag ist die einzige Zeit, wo die ganze Familie beisammen ist.

Sie sind in Herisau aufgewachsen. Vermissen Sie das frühere Leben?

Ganz und gar nicht! Ich bin stolz, dass ich hier heraufkommen durfte. Einer der Vorteile ist, dass ich die Kinder praktisch auf ihrem ganzen Schulweg sehen kann. Der Bauernhof ist eine gute Umgebung für Kinder, ein guter Ort zum Aufwachsen. Der eine Bub füttert die Hühner, der andere die Kaninchen. Maik, der Älteste, ist 14 und interessiert sich vor allem für die Kühe, Jan, der Zwölfjährige, ist von Maschinen fasziniert, und die fünfjährige Lea tourt mit dem Velo auf dem Hof herum und spielt mit Hund und Katze.

Als Bäuerin und Mutter sind Sie ganz schön gefordert.

Ich bin immer präsent, kann nicht einfach die Türe schliessen und mich ausklinken. Das muss man aushalten. Aber es ist eine schöne und befriedigende Arbeit. Es gibt einfach immer etwas zu tun.

Sie wohnen in einem Haus, das als geschütztes Kulturobjekt gilt. Was heisst das für Sie?

Ernst Frischknecht: Einerseits ist es ein schönes Haus, anderseits aber wird durch diesen Status einiges sehr kompliziert. Als wir den neuen Stall planten, nahmen wir deshalb als erstes mit der Denkmalpflege und dann auch mit dem Planungsamt Kontakt auf. Das ist mein Rat an alle, die baulich etwas verändern wollen: Zuerst mit jenen Amtsstellen reden, die mitzureden haben. Man hat es als Bauer zwar nicht gern, wenn andere dreinreden und mitbestimmen, wie man baut. Bei uns gab es längere Diskussionen. Bei manchen Details, die uns vorgeschrieben wurden, begreife ich den Sinn immer noch nicht. Aber immerhin haben wir nicht für die Katz geplant. Und insgesamt ist jetzt eine gefreute Sache herausgekommen.

Albert Neff-Rusch (*1967), *Bauer*
Rosmarie Neff-Rusch (*1971), *Bäuerin*
mit Patrick (20) und Fabienne (18)
Fleckenmoos 1, Appenzell Steinegg | Hasenplatten, Alpsigel
www.alpsigel.ch/hasenplatten

Von aussen gesehen scheinen Sie beide das gleiche Lebensthema zu haben: Sie versuchen, Tradition und Moderne miteinander zu verbinden.

Rosmarie Neff: Die Tradition ist für mich sehr wichtig. Ich glaube aber nicht, dass sich das Brauchtum nicht verändern darf und nicht verändern sollte – im Gegenteil: Es hat sich bis in unsere Tage erhalten, weil es sich stets entwickelt und der Zeit angepasst hat und dennoch an die Vergangenheit anknüpft, an das erinnert, was frühere Generationen leisteten, wofür sie einstanden.

Albert Neff: Wirtschaftliche Veränderungen haben einen Einfluss – auch auf die Landwirtschaft. Man soll nicht so tun, als ob alles stets gleich bleibe. So nehmen wir beim Öberefahre auch die Schwarzfleck-Kühe eines St. Galler Bauern mit, die auf unserer Alp gesömmert werden. Wir verstecken sie nicht, obwohl sie nicht ins traditionelle Bild passen. Manche verstehen das nicht. Aber wir wollen zu dem stehen, was wir machen.

Haben Sie Verständnis für Kritik?

Selbstverständlich. Auch mir gefällt das traditionelle Bild. Deshalb werden die Schellen immer von braunen Kühen getragen. – Aber ich finde es auch wichtig, dass wir den Konsumenten nicht vorgaukeln, in der Landwirtschaft und im Brauchtum sei die Zeit stehen geblieben. Es gibt heute viele Arten, wie man Landwirtschaft betreiben kann. Das darf doch auch im Brauchtum zum Ausdruck kommen. Aber ich kann nur für uns sprechen. Ich bemühe mich selbst um Toleranz, hoffe aber auch auf die Toleranz anderer.

Als Bauer im Appenzellerland lebt man unweigerlich in einem Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne?

Zweifellos. Alle Bauern müssen sich mit Veränderungen auseinandersetzen. Auch mit solchen, die uns nicht passen. Die Situation zwingt uns, Neues auszuprobieren. Wir zum Beispiel wollten uns nicht entweder auf Milch- oder auf Fleischproduktion spezialisieren, wie das heute üblich ist. Das passt aus unserer Sicht nicht zum Bio-Gedanken. Wir setzen also weiterhin auf die Zweinutzungskuh.

Sie sind aber auch in den Agrotourismus eingestiegen.

Rosmarie Neff: Wir stellen unsere eigene Alphütte Hasenplatten und die gepachtete Chlepfhütte auf der Alp Sigel Gästen zur Verfügung und kochen auf Wunsch für sie. Bei schönem Wetter sind die Betten gut belegt. Die Sommermonate sind deshalb anstrengend: Heuen, Alpbetrieb, Gästebewirtung – bei schönem Wetter sind wir voll beschäftigt.

Und Sie produzieren Bauernhof-Glacé.

Nur noch, wenn wir dafür Zeit haben. Das Vieh und die Gäste haben Priorität.

Wie bringt man das alles unter einen Hut?

Wir sind gut organisiert. Aber es ist schon so, dass man als Bäuerin manchmal am Anschlag ist – speziell wenn die Kinder noch klein sind. Häufig haben Bauern und Bäuerinnen ja noch eine Arbeit ausserhalb des Hofes, weil es finanziell sonst nicht reicht. Der Druck, der auf den Frauen lastet, ist manchmal enorm. Aber das geht ja nicht nur den Bauernfamilien so. Aus

Gesprächen mit unseren Gästen auf der Alp wissen wir, dass der Druck überall in der Arbeitswelt extrem zugenommen hat. Das macht Angst. Auch die Kinder stehen in der Schule unter extremem Leistungsdruck.

Sie denken aber nicht ans Aufhören?
Albert Neff: Ganz und gar nicht! Uns gefällt die Arbeit. Durch die Vielseitigkeit unseres Betriebs haben wir es mit ganz verschiedenen Themen zu tun. Unsere Gäste auf der Alp kommen aus ganz unterschiedlichen Berufsgruppen und Gesellschaftsschichten. Aber auf der Alp sind alle mehr oder weniger gleich, der Doktor und der Büezer. Alle tragen Wanderschuhe. Bei uns sehen sie kein Museum, sondern einen Alpbetrieb, der in unser momentanes Betriebskonzept passt.

Ich habe einst erlebt, wie Sie am Abend den Alpsegen riefen.
Das mache ich immer noch – aus tiefer Überzeugung und so, wie ich es vom Vater gelernt habe. Wir können nicht alles selber steuern. Wir sind auch auf Glück und Segen angewiesen. Dies kommt im Alpsegen zum Ausdruck.

Die Kühe in Ihrem Stall tragen keine Hörner.
Ich finde das selbst ein bisschen schade. Wir haben es uns aber gründlich überlegt. Anders als im Anbindestall wird im Laufstall eine unterlegene Kuh von der übergeordneten manchmal heftig drangsaliert. Horntragende Kühe benötigen deshalb noch mehr Platz für die Rangordnungskämpfe. Sonst kann es zu Verletzungen kommen, oder die unterlegene Kuh findet kaum Gelegenheit zum Fressen. Man müsste also noch grösser bauen – und das ist dann natürlich eine Kostenfrage. Zudem spielt auch die Frage der Arbeitssicherheit eine Rolle. Immer wieder kommt es in der Landwirtschaft zu schweren Verletzungen durch Hornstösse. Das kann schon passieren, wenn eine Kuh den Kopf schnell wendet, um Fliegen zu verscheuchen und man grade neben ihr steht. – Aber auch hier plädiere ich für Toleranz und freue mich, wenn auf vielen Bauernhöfen immer noch schöne Kühe mit Hörnern zu sehen sind.

Jakob Graf-Nüesch (*1976), *Bauer*
Marlene Graf-Nüesch (*1977), *Bäuerin, Briefträgerin, Skilehrerin*
mit Florian (10), Jasmin (4), Michelle (8) und Marco (6)
Nasen 10, Rehetobel

Wie erleben Sie den Strukturwandel in der Landwirtschaft? Als etwas Unaufhaltsames, mit dem man sich arrangieren muss?
Jakob Graf: Ich glaube tatsächlich, dass nichts so sicher ist wie der Wandel. Aber was wir heute erleben, ist nichts im Vergleich zu dem, womit mein Vater sich auseinandersetzen musste. Er ist 1939 geboren und auf einem Hof mit sieben Kühen im Ausserkaien in Rehetobel aufgewachsen. Seine Eltern hatten dort selbst Butter produziert und direkt verkauft – eine karge Existenz. Die ersten Maschinen wurden Ende der 1950er Jahre angeschafft, als er um die 20 war. Als er den Betrieb übernahm, konnte er auch den Hof hier im Weiler Nasen hinzukaufen. In den 1960er Jahren stand der erste Traktor auf dem Betrieb. Die Entwicklung wird sicher weitergehen – aber kaum noch im gleichen Tempo wie bisher.

Die Technik ist heute ein bestimmender Faktor.
Mit Technik setzt man sich auf einem Bauernhof tagtäglich auseinander. Unentbehrlich geworden ist auch der Computer.

Blickt man als Bauer mehr auf den Bildschirm als in den Stall?
Nichts kann den eigenen Blick ersetzen – weder im Kuhstall noch bei den Hühnern.

Bei rund 2000 Legehühnern ist der Überblick aber ein bisschen schwierig?
Der Computer regelt den Tagesablauf, das Licht im Stall, die Fütterung und Tränkung. Das geschieht alles automatisch. Verdienst und Verlust liegen allerdings nahe beieinander, wenn man mit Tieren arbeitet. Deshalb ist es unbedingt nötig, täglich mindestens zweimal selbst eine Kontrolle im Stall zu machen – und zwischendurch immer auch wieder den Bildschirm zu kontrollieren.

Mit rund 2000 Legehühnern gehören Sie im europäischen Vergleich zu den kleinen Produzenten.
Wer sich für die Bio-Produktion entscheidet, darf in der Schweiz pro Stall nicht mehr als 2040 Hühner haben. Allenfalls könnte man, sofern die Nährstoffbilanz des Hofes dies zulässt, einen zweiten Stall bauen. In der konventionellen Haltung sind aber 18 000 Hühner erlaubt – und im Ausland noch viel mehr.

Was steht für Sie als Bio-Bauernfamilie im Zentrum?
Marlene Graf: Dass die Kreisläufe geschlossen sind! Auch bei uns werden die Hühner einmal pro Jahr ausgewechselt. Aber sie werden geschlachtet und landen nicht einfach in der Biogas-Anlage. Einen grossen Teil des Fleisches – rund 1000 Hühner – können wir selbst vermarkten. Einen Teil liefern wir auch an den Hofladen Speicher.

Das ist dann aber kein Poulet?
Es ist vielleicht nicht so zart wie Poulet, aber sicher geschmackvoll, wenn man damit umzugehen versteht. Das Suppenhuhn ist bei Kennern beliebt, und der Absatz steigt. Es gibt wohl ein gewisses Umdenken. Man greift wieder zurück auf traditionelle Rezepte und regionale Produkte. Aber wir müssen potentiellen Kunden schon erklären, dass Hühnergeschnetzeltes anders schmeckt als Pouletgeschnetzeltes. Es erfordert wohl auch ein besseres Messer.

Suppenhuhn war einst auch eine empfohlene Krankenkost.
Eine Hebamme bezieht bei uns immer wieder Suppenhühner. Für Frauen im Wochenbett ist Hühnersuppe offenbar besonders bekömmlich und kräftigend. Im Angebot haben wir aber auch Bratwurst, Fleischkäse, Hamburger, Pantli, Lyoner, Cervelats.

Ihr Hof ist vergleichsweise gross – jedenfalls für lokale Verhältnisse. Wie steht es um das Tierwohl?
Jakob Graf: Alle Tiere – vom Kalb bis zur Kuh und auch die Hühner – haben bei uns täglich Auslauf im Freien. Den Laufstall für die Milchkühe hat 1999 noch mein Vater gebaut, kurz bevor wir den Hof übernommen haben. Er erlaubt uns, am Tierwohlprogramm mit der Abkürzung BTS – für «besonders tierfreundliche Stallhaltung» – teilzunehmen. Aber ich weiss schon, dass unser Hof mit dem relativ grossen Hühnerstall nicht dem Bild entspricht, das manche Konsumentinnen und Konsumenten von einem Bio-Hof haben. Grosse Bauten sind heute allerdings nötig, wenn man mit der Entwicklung mithalten will. Wenn man nicht investieren und wachsen kann, kommt man früher oder später vielleicht zu dem Punkt, wo man sagen muss: Es geht nicht mehr. Oftmals schafft ein Zusatzverdienst Abhilfe. Viele Bauern praktizieren dies. Persönlich bin ich froh, dass es bei uns nicht nötig ist.

Marlene Graf: Wir sind beide mit dem Hof vollauf beschäftigt. Ungefähr drei Stunden beschäftigen mich pro Tag die Hühner – das ist relativ effizient, wenn man bedenkt, dass bei uns jährlich etwa 580 000 Eier gelegt werden.

Den Hühnerstall haben Sie erst 2007 gebaut. War das ein schwieriger Investitionsentscheid?
Wir haben es uns gründlich überlegt, aber eigentlich brauchte ich nicht lange, um mich da-

BÜCHELER
märla

Walter Mauser
SSEY FERGUSON

BISON'S CANYON
RANCH

www.alpsigel.ch
ALABAMA
52
BALL PARK

95

Käs
Butte

Del Sol

PIRELLI
AR 14273
BUCHER

NUSSHALDE

für auszusprechen. Und auch im Nachhinein hat sich der Entscheid als richtig erwiesen.

Jakob Graf: Wir haben damals gesehen, dass der Markt für Bio-Eier wächst. Zunächst stiess unser Projekt aber bei einzelnen Nachbarn auf Bedenken. Sie fürchteten Lärm, Staub und Gestank. Eine Einsprache wurde aber abgewiesen. Und die Emissionen halten sich nun in Grenzen. Aber man sieht an diesem Beispiel, wie schwierig es für Bauern sein kann, zu wachsen – obwohl die Entwicklung uns dazu zwingt.

Wer oder was treibt diese Entwicklung an?
Das ist gar nicht so leicht zu sagen: die Konsumentinnen und Konsumenten, die günstige und qualitativ dennoch gute Nahrungsmittel wünschen? Die Politik und der internationale Handel? Oder die Grossverteiler mit ihrer Marktmacht? Oder die grossen Milchverarbeiter? Oder die Bauern selber, die bei sinkenden Preisen mehr produzieren? Wir liefern an die Molkerei Biedermann, die ganz klar einen Nischenmarkt bedient – aber inzwischen auch von Emmi übernommen wurde. Bei ihr haben wir ein Lieferrecht für 260 000 Liter Milch pro Jahr. Zudem verwenden wir unsere Milch für die Aufzucht.

Der Preisdruck ist im Milchmarkt gross.
Unklar ist, wer da drückt. Sicher aber ist der Markt seit der Aufhebung der Milchkontingentierung 2006 nicht mehr im Gleichgewicht. Für uns Bauern ist das störend. Wir wollen ja nicht einfach Landschaftspfleger sein, sondern Nahrungsmittel produzieren und davon leben können. Klar ist: Milch, Fleisch und Eier wird es immer brauchen. Die Frage ist nur, welche Preise bezahlt werden und wie viel vom Endverkaufspreis bei den Bauern bleibt.

Walter Gegenschatz-Falk (*1972), *Bauer, Parelli-Instruktor*
Barbara Gegenschatz-Falk (*1976), *Kaminfegermeisterin, Parelli-Instruktorin*
Rechberg 63, Wald
www.gegenschatz.info

Sie bewirtschaften den Bauernhof auf dem Rechberg in Wald in fünfter Generation. Warum haben Sie ihn in einen Pferdehof umgewandelt?
Walter Gegenschatz: Das ist nach und nach passiert – als Antwort auf die Frage: Wie weiter? Mit 23 Hektaren ist unser Hof von durchschnittlicher Grösse. Als Milchwirtschaftsbetrieb hätten wir wachsen müssen. Ich sah aber kaum Möglichkeiten, zusätzliches Land zu erwerben oder zu pachten. Die Umstellung auf Pferde bot deshalb die besseren Aussichten. Und ganz abgesehen davon waren Pferde meine grosse Leidenschaft. Als Bub hatte ich solange gemüdet und gestürmt, bis die Eltern mir ein eigenes Pferd kauften. Damals war ich elf Jahre alt und hatte noch keine Ahnung, dass Pferde meinen weiteren Weg entscheidend prägen würden.

Sie haben zunächst die landwirtschaftliche Ausbildung gemacht?
Ganz normal, auf dem Rheinhof in Salez, und zwar bis zur abgeschlossenen Meisterprüfung. Aber dann machte ich auch während vier Jahren eine Ausbildung in den USA. Zufällig war ich auf Pat Parelli gestossen. Der hatte eine eigene Methode zur Ausbildung von Pferden und zur Reitschulung entwickelt, die mich auf Anhieb begeisterte. Deshalb reiste ich zu ihm nach Pagosa Springs im US-Bundesstaat Colorado.

Was hat Sie daran begeistert?
Pferde sind – wie Kühe übrigens auch – Fluchttiere. Schon früh, auch durch den Grossvater, hatte ich einen natürlichen Zugang zu Tieren gefunden. Bei Pat Parelli vernahm ich aber zum ersten Mal Begründungen für das, was wir früher vielleicht einfach intuitiv und aus Erfahrung gemacht haben.

Worauf kommt es im Umgang mit Pferden hauptsächlich an?
Man versteht Pferde – und auch Kühe – nicht, wenn man ihr Verhalten aus menschlicher Warte beurteilt. Der Mensch ist grundsätzlich ein Raubtier. Das Pferd hingegen entzieht sich unangenehmen und ihm bedrohlich erscheinenden Situationen durch Flucht. Will man mit ihm erfolgreich arbeiten, sollte man zunächst sein Vertrauen gewinnen. Das Pferd sollte den Menschen als Partner kennen und respektieren lernen, der ihm hilft, positive Erfahrungen zu sammeln.

Das geht nicht von heute auf morgen.
Es ist ein Prozess. Die Grundschule dauert in der Regel zwei bis drei Monate. Die übernehmen wir für unsere Kunden. Zugleich bilden wir hier auch Reiterinnen und Reiter in der Parelli-Methode aus. Denn an der Beziehung zwischen Pferd und Mensch sollte man nie aufhören zu arbeiten.

Barbara Gegenschatz, Sie haben früher in Wien gelebt, haben zunächst eine Tourismus-Ausbildung gemacht und anschliessend Kaminfegerin gelernt. Wie fanden Sie hierher?
Barbara Gegenschatz: Indem ich mein Pferd zu Walter in die Ausbildung brachte. Ich habe ihn an einer Pferdemesse kennengelernt und gefunden, dass er der Richtige sei für mein Pferd. Ich weiss, dass es etwas weit ist von Wien bis ins Appenzeller Vorderland, um ein Pferd in die Ausbildung zu bringen. Aber genau so war es.

Und dann?
Dann bin ich geblieben!

Das hat Ihr Leben über den Haufen geworfen.
Pferde haben mich schon seit der Kindheit begleitet. Und es war immer schon mein Wunsch gewesen, auf einem kleinen Hof zu leben. Schon bevor ich Walter traf, habe ich die Parelli-Methode kennengelernt und einige Kurse absolviert, denn mit meinem ersten Pferd war ich nicht zurechtgekommen. Dank Parelli fand ich heraus, weshalb das so war.

Sie lernten, wie ein Pferd zu denken?
Ich kann mich jedenfalls in sein Denken hineinfühlen. Aus Sicht eines Pferdes ist es nur logisch, Widerstand zu leisten, wenn ihm etwas missfällt, wenn es sich vor Unbekanntem fürchtet. Du kannst ihm aber zeigen, dass das, was es fürchtet, gar nicht bedrohlich ist.

Aber als Reiterin oder Reiter muss man Chef sein?
Walter Gegenschatz: In einer Pferdeherde ist es selbstverständlich, dass die erfahrenen und starken Tiere dominieren. In dieser Rolle musst auch du sein, wenn du als Mensch mit einem Pferd arbeitest. Du musst ihm Sicherheit geben. Es soll auch dich nicht fürchten, sondern dir vertrauen und dich respektieren. Du musst es also davon überzeugen, dass du ihm helfen kannst. So wird es entspannter und mutiger. Anders formuliert: Du musst ihm nicht zeigen, dass du der Boss bist, sondern musst es beeindrucken. Das ist aber nicht leicht, denn Pferde sind von Natur aus Skeptiker. Zudem hat es seine eigene Individualität, seine Horsenality, wie Pat Parelli sagt. Die sollte der Besitzer verstehen. Er sollte sein Pferd «lesen» können.

Langweilen sich Pferde manchmal?
Barbara Gegenschatz: In der freien Natur waren sie einst hauptsächlich mit der Nahrungssuche und dem Überleben beschäftigt. Im Stall musst du dafür sorgen, dass es deinem Pferd nicht langweilig wird, denn seine unmittelbaren Bedürfnisse sind alle befriedigt. Du musst es also zum Denken animieren. Unsere Stallungen sind offen. Die Pferde können ins Freie und meistens auch auf die Weide, wenn sie wollen. Wenn es – wie so viele Pferde – den

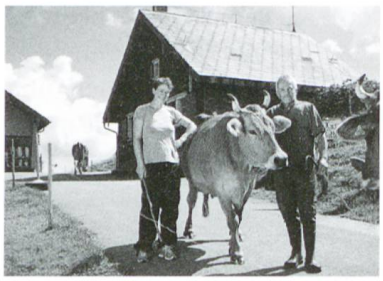
grössten Teil des Tages in einer viermal vier Meter grossen Box eingesperrt zu verbringen hat, langweilt es sich mit Sicherheit.

Sehen Sie sich als Pferdefachleute eigentlich immer noch als Bauern?

Walter Gegenschatz: Wir erhalten die üblichen Flächenbeiträge. Die Grundausbildung von Pferden ist klar als landwirtschaftliche Tätigkeit definiert. Unser Land bewirtschaften wir wie einst, mähen aber das Gras etwas später, weil dies Pferden besser entspricht. Es hat den Nebeneffekt, dass die Pflanzenvielfalt auf unseren Wiesen grösser geworden ist. Zudem haben wir einige Rinder am Futter, Jungvieh, das wir für einen andern Bauern aufziehen. Die Haupteinnahmequelle sind für uns ganz klar die Ausbildungspferde, das sind junge Pferde, die wir anreiten, was zwei bis drei Monate dauert. Manchmal bringt man uns auch schwierige Pferde. Meistens können wir mit unserer Methode helfen. Der Nebenerwerb sind die Parellikurse, die Aus- und Weiterbildung von Reiterinnen und Reitern nach der Parellimethode.

Und wie ist die Arbeitsteilung?

Barbara Gegenschatz: Mir obliegt die Pferdepflege. Mit 20 bis 25 Pferden, eigenen, Ausbildungspferden und Pensionären, gibt das einiges zu tun. Walter übernimmt die Ausbildung der Pferde. Wir reiten beide viel. Und das Büro mache ich.



Fritz Brunner (*1950), *Bauer, Senn*
Fränzi Keller (*1982), *Gehilfin, Sekretärin*
Alp Nasen, Urnäsch

Nichts ist so beständig wie der Wandel, sagt man. Den Wandel auf Alp Nasen haben Sie von Kindheit an miterlebt.

Fritz Brunner: Sogar die Kühe sind verändert. Früher frassen sie unbekümmert auch alt gewordenes Gras auf der Weide; heute verschmähen sie es. Wir müssen es mähen und können daraus im besten Fall noch Heu machen. In diesem Jahr haben wir besonders viel solches Gras, weil es im Mai schnell gewachsen ist und die Kühe gar nicht genug Zeit hatten, es abzuweiden. Aber die anspruchslosen Kühe von damals gaben auch viel weniger Milch – nur einen Bruchteil von dem, was eine Kuh heute leistet. Jüngere Leute haben kaum noch eine Ahnung, wie anders es damals war.

Jüngere Bauern haben aber immer noch Sinn für Tradition, habe ich in Urnäsch festgestellt.

Sogar wieder mehr als früher. Lange Zeit legte niemand mehr Wert darauf, in der Herde nebst den üblichen Braunen noch je eine Gurt und eine Blüem zu haben, wie man das auf alten Bildern sieht. Heute hat sich das geändert. Unser Sohn Christian, der inzwischen den Hof in Urnäsch übernommen hat, achtet darauf, je eine dieser besonders gezeichneten Kühe im Stall zu haben.

Und die Kühe tragen Hörner.

Das ist in unserer Gegend für viele wieder selbstverständlich. Wenn man Freude an Kühen hat, dann mag man sie mit Hörnern noch mehr. Besonders Freude habe ich allerdings an meinen eigenen fünf Kühen. Sie sehen selbst, wie muskulös sie sind, und die Fellfarbe ist auch etwas anders.

Original Braunvieh?
Genau! Sie geben weniger Milch als die anderen, sind auch etwas kleiner. Aber sie sind sehr robust und gesund – eine sogenannte Zweinutzungsrasse.

Der Fortschritt geht eben nicht immer nur vorwärts. Manchmal ist auch ein Schritt zurück nötig.
Aufhalten lässt sich der Fortschritt nicht. Als ich ein Bub war, wurde die Alp von Säumern mit Mauleseln versorgt. In den 1960er Jahren wurde eine Transportbahn auf die Hochalp errichtet, die auch die Alp Nasen versorgte. Als 1977 die Strasse eröffnet wurde, brach man sie wieder ab. Aber eines ist sich gleich geblieben. Immer noch melken wir hier Kühe. Bei meinem Vater war ich Knecht, dann habe ich die Alp während 27 Jahren selber bewirtschaftet, jetzt führt sie mein Sohn.

Aber Sie verbringen hier oben den Alpsommer und leisten zusammen mit ihrer Helferin Fränzi Keller eine grosse Arbeit!
Den Stall macht am Morgen der Sohn, der eigens heraufkommt. Wir produzieren täglich unseren Alpkäse – in viel grösseren Mengen als früher.

Ihr Käse ist wirklich eine Delikatesse – mild und würzig zugleich!
Alpkäse hat bei den Konsumenten deshalb einen guten Ruf. Allerdings staune ich, wie viele Leute den Unterschied von Alp- und Bergkäse nicht kennen. Letzterer stammt aus einer Käserei im Berggebiet, kann aber Milch von überall her enthalten. Nur der Alpkäse stammt wirklich von der Alp. Dann gibt es auch Käse mit Phantasienamen wie z.B. Sennenkäse. Das kann ein Billigprodukt, ein Industriekäse sein.

Wer Ihnen beim Käsen zuschaut, weiss nachher mehr über die Land- und Alpwirtschaft und ihre Produkte!
Ich empfange gerne Gäste. Wir machen mit beim Rekalino-Familienprogramm. Gäste des Reka-Dorfs in Urnäsch können uns jeden Mittwoch besuchen und beim Käsen zuschauen. Wir offerieren auch einen Zmorgen mit Butter, Käse, Joghurt, Buttermilch – alles aus eigener Produktion. Wir zeigen kein idealisiertes Bild eines Alpbetriebs, sondern machen einfach unsere Arbeit. Aber natürlich ist der Tourismus eine Einnahmequelle und hilft uns auch bei der Vermarktung. Immerhin machen wir pro Saison etwa 2,5 Tonnen Käse. Und den verkaufen wir direkt an unsere Gäste, an treue Kunden, die jedes Jahr bei uns Käse holen, und auch über den Kühlschrank beim Hof in Urnäsch.

Ist das Ihre Art, auf die Veränderungen des Marktes zu reagieren?
Früher lieferten wir den Alpenrahm jeden Morgen an die Butterzentrale Gossau. Die zahlte damals sehr gut. Die Magermilch verfütterten wir den Schweinen. Doch um 1990 wuchs in der Schweiz der Butterberg. Der Rahm verlor an Wert, der Milchpreis sank, und Gossau hatte plötzlich kein Interesse mehr am Alpenrahm. Deshalb haben wir 1996 erstmals selber Käse produziert. Und nach und nach gelang es uns, die Direktvermarktung aufzubauen. Das ist heute kein Problem. Aber es bedeutet, dass man sich ständig um die Kunden bemühen muss.

Fränzi Keller, Sie sind von Beruf Sekretärin, haben aber die Stelle gekündigt, um hier auf Alp Nasen mit Fritz Brunner zu arbeiten. Wie fanden Sie eigentlich den Weg auf diese Alp?
Fränzi Keller: Da war zunächst bei mir diese Sehnsucht nach Natur, nach dem einfachen Leben, nach der Alp. Eine Freundin wusste davon, und als sie bei einem Fest mit der Streichmusik Alder in Kontakt kam, bat sie um die Adresse eines Sennen – und erhielt die Telefonnummer von Fritz Brunner. Ich rief also an, fragte, ob ich im Sommer 2013 zwei Wochen auf die Alp kommen könne, um zu schnuppern. Ich hatte von der Arbeit auf der Alp aber nur eine vage Vorstellung, keine praktische Erfahrung. Doch Fritz sagte ja.

Weshalb?
Ich weiss es nicht. Ich wurde wohl in diesen beiden Wochen getestet – ob ich früh aufstehen kann und solche Dinge. Immerhin: körperliche Arbeit hat mich nie abgeschreckt. Ich scheue mich nicht, anzupacken. So bezog ich im Sommer 2014 unbezahlten Urlaub, um hier arbeiten zu können.

Und der verregnete Sommer damals hat Sie nicht von Ihrer Sehnsucht nach dem einfachen Leben befreit?
Es war ein lehrreicher und schöner Sommer. Deshalb bin ich wieder gekommen. Diesmal musste ich aber meine Stelle kündigen. Da habe ich mir natürlich schon überlegt, ob ich danach arbeitslos sein könnte. Hoffentlich nicht! Aber der Alpsommer war mir dieses Risiko wert. Und ich bin an ein etwas unregelmässiges Leben gewohnt, habe oft Teilzeit gearbeitet und daneben Musik gemacht, eine Gesangsausbildung angefangen. Ich singe in mehreren Bands: Soul, Blues, Jazz.

Fritz Brunner: Hier auf der Alp muss sie aber Radio Eviva hören!

Fränzi Keller: Kein Problem. Ich mache Fortschritte. Und die Kultur hier interessiert mich. Am letzten Silvester habe ich erstmals das Chlausen erlebt. Am besten hat es mir dort gefallen, wo wenig Leute waren, ausserhalb des Dorfes. Mir wird es schnell zu eng im Gedränge und in der Stadt. Vielleicht mag ich deshalb das Älplerleben.

Das klingt so, als ob Sie dabei sind, Ihr Leben grundlegend zu ändern.
Mal schauen, wo das alles hinführt. Jedenfalls tut mir das Leben hier gut. Die Leute in Frauenfeld haben gleich gemerkt, dass es mir sehr gut geht. Hier dünkt mich alles sinnvoll. Du siehst das Ergebnis deiner Arbeit, kannst dich daran freuen. Allerdings bin ich immer noch eine Anfängerin. Alleine wäre ich überfordert. Aber mit der guten Anleitung von Fritz …

Es ist schon ziemlich ungewöhnlich, was Ihnen passiert!
Das finde ich auch! Früher habe ich mit Tieren nichts zu tun gehabt. Allerdings habe ich immer gedacht, dass ich gerne mit Tieren arbeiten würde.

Fritz Brunner: Sie hat ein Gespür für Tiere. Die Säuli, die vom Transport noch gestresst sind, fressen ihr aus der Hand, werden schnell zutraulich. Und auch die Kühe merken ja schnell, mit was für einem Menschen sie es zu tun haben.

Fränzi ist für Sie offensichtlich ein Glücksfall!
Nicht nur für mich, denke ich! Es ist ja auch eine Beziehung zu einem Bauern aus der Nachbarschaft entstanden. Ich glaube, das kommt gut!

Beat Gätzi-Wettstein (*1962), *Bauer*
Susanna Wettstein Gätzi (*1970), *Bäuerin, Primarlehrerin*
mit Lars (12), Kilian (12) und Marlene (11)
Gschwendlistrasse 5, Jakobsbad

Sie halten auf Ihrem Hof nicht nur Rinder und Schafe, sondern auch Bienen. Hat dies Einfluss darauf, wie Sie den Hof bewirtschaften?
Beat Gätzi: Eigentlich nicht. Oder vielleicht doch. Ich neige dazu, die Wiesen etwas später zu mähen. Als Imker denkt man immer auch an die Bienen.

Leidet darunter die Futterqualität?
Wenn Sie das auf die Milchmenge beziehen, die aus einem bestimmten Quantum Futter entsteht, dann schon: Älteres Heu hat wohl einen etwas geringeren Nährstoffgehalt, ist für die Kühe aber sicher gesund.

Wie kamen Sie zur Imkerei?
Durch meinen Vater. Als Kind mochte ich die Bienen eigentlich nicht. Das hat sich erst mit der Zeit geändert. Als ich den Hof übernahm, hat mein Vater die Bienen zunächst noch weiter betreut. Eines Tages aber fand er, ich solle das nun übernehmen.

Passt die Bienenhaltung zur Landwirtschaft?
Die Bienen geben bei Heuwetter am meisten Arbeit. Aber man sagt ja, sie seien wichtig für die Landwirtschaft, für die Bestäubung der Obstbäume. Auf unserer Höhenlage ist das aber wohl nicht so entscheidend. Ich beobachte an unseren Obstbäumen auch sehr viele Wildbienen. Diese könnten die Arbeit zum Teil wohl übernehmen.

Ökonomisch spielen die Bienen für Sie keine Rolle?
Finanziell ist es ein Nullsummenspiel. Manchmal gehen die Völker ein, in manchen Jahren gibt es kaum Honig. Die Arbeitsstunden sollte man nicht zählen.

Ihr Hof ist relativ klein. Wovon leben Sie?
Meine Frau arbeitet 50 Prozent als Lehrerin. Mehr als 50 Prozent unserer Einnahmen stammen nicht aus der Landwirtschaft, nicht vom Verkauf unserer Produkte und von Direktzahlungen, sondern von ihrem Lohn. Auch ihr Engagement als Musikerin bringt hin und wieder etwas ein.

Susanna Wettstein, Sie wuchsen auf als Tochter des Posthalters in Urnäsch. Ihre Beziehung zur Landwirtschaft?
Susanna Wettstein: Sie hat mich früh fasziniert. Es ist schade, dass heute viele Leute keine grosse Ahnung haben, woher die Nahrungsmittel stammen und wie sie produziert werden.

Ihre Kunden immerhin wissen das.
Wir verkaufen unser Fleisch ausschliesslich an Stammkunden. Die einen holen es persönlich hier ab, anderen bringen wir es. Dadurch ergeben sich immer wieder Gespräche. Ich habe den Eindruck, dass mindestens unsere Kunden grossen Wert darauf legen, regional hergestellte Produkte zu kaufen. Sie schätzen die Arbeit von uns Bauern, wissen um die Bedeutung der Landwirtschaft.

Unterscheiden sich Ihre Kunden vom Durchschnitt der Konsumentinnen und Konsumenten?
Das weiss ich nicht. Vermutlich wünscht sich eine Mehrheit aber nicht nur gute, sondern auch billige, manchmal allzu billige Produkte. Andere wiederum kaufen nur Luxusware, importierte Filets und Steaks. Unsere Kunden erhalten unterschiedlichste Fleischstücke, nicht nur Filets. Das ergibt einen abwechslungsreichen Menuplan. Manche sind dankbar für Tipps zur Zubereitung.

Die Höhe der Direktzahlungen ist heute auch von der Fläche abhängig. Wollen Sie ebenfalls wachsen?

Wir haben gründlich nachgedacht und sind zur Überzeugung gelangt, dass mit zunehmender Grösse auch der Druck steigt. Ich kenne Bauernfamilien, die wegen hoher Investitionen mit Schulden belastet sind. Das kann zu Überbelastung, manchmal bis zum Burnout führen. Das wollen wir vermeiden.

Beat Gätzi: Wir könnten mit mehr Fläche zwar mehr Fleisch produzieren. Aber dafür müssten wir zusätzliche Abnehmer finden. Bei den Stammkunden möchten wir nicht aufdringlich sein. Sie bestellen entsprechend ihrem Bedarf. Gäben wir das Fleisch in den normalen Handel, müssten wir mit einem tieferen Preis und allenfalls mit Abzügen rechnen wegen der roten Farbe beim Kalbfleisch.

Susanna Wettstein: Und das Ganze verlöre für uns den ethischen Wert.

Beat Gätzi: Wir haben uns deshalb entschieden, nicht grösser zu werden. Arbeit haben wir mehr als genug.

Ist Idealismus nötig?

Susanna Wettstein: Ich glaube, dass sehr viele Bauernfamilien nur dank ihrer Genügsamkeit und ihrem Idealismus über die Runde kommen. Als Lehrerin habe ich einen guten Lohn. Auch dieser Beruf ist anstrengend und konfrontiert einen manchmal mit schwierigen Problemen. Durch den zunehmenden Ehrgeiz mancher Eltern wird er nicht einfacher. Aber in Landwirtschaftsbetrieben wird stundenmässig viel mehr gearbeitet. Zudem ist man angebunden. Man kann nicht einfach den Schlüssel drehen und verreisen.

Wie teilen Sie sich die Aufgaben auf dem Hof?

Beat Gätzi: Wenn Susanna unterrichtet, schaue ich auch ein wenig für den Haushalt und koche. Wenn sie frei hat, arbeitet sie ebenfalls auf dem Hof.

Susanna Wettstein: Beim Heuen und Emden meide ich einfach die Nähe zum Bienenhaus.

Weshalb haben Sie sich für den biologischen Landbau entschieden?

Beat Gätzi: Wir haben 1997 geheiratet, 1998 haben wir auf Bio umgestellt. Ändern mussten wir dafür aber kaum etwas. Damals bestand eine grosse Nachfrage nach Bio-Milch. Heute ist das Angebot zu gross und der Milchpreis zu tief. Die Märkte verändern sich extrem schnell. Die Milch unserer sieben bis neun Kühe liefern wir heute in die Käserei Urnäsch, die leider keine Bio-Linie im Programm hat, aber qualitativ hochstehende Spezialitäten produziert. Auch sie ist ein Beispiel für die Veränderungen, für den Erfolg lokaler Produkte.

Hans Hohl-Höhener (*1973), *Bauer*
Irene Hohl-Höhener (*1977), *Bäuerin, Hotelfachassistentin*
mit Andrina (13), Matthias (11) und Reto (9)
Falkenhorst 161, Wald

Die meisten Klischees sind falsch. Eines über die Bauern trifft aber wohl zu: Sie sind auf Unabhängigkeit bedacht. Am liebsten arbeitet jeder für sich auf seinem eigenen Hof.
Hans Hohl: Stimmt!

Gleichwohl sind Sie mit Ihrem Bruder Andreas eine Betriebsgemeinschaft eingegangen.
Wir haben es uns reiflich überlegt. Und wir haben eine Lösung gefunden, die beiden Familien nützt und auf uns zugeschnitten ist.

Sind Sie mit Ihrem Bruder denn immer gut ausgekommen?
Wir sind wohl typische Brüder, haben früher oft gerauft. Auch heute funkt es manchmal zwischen uns. Aber eigentlich kommen wir sehr gut aus. Wir haben ähnliche Interessen, sind aber sehr unterschiedlich. Die Betriebsgemeinschaft ist so organisiert, dass unsere unterschiedlichen Fähigkeiten zum Tragen kommen. Er ist der Chef über die Tiere, mir obliegt es, zum Maschinenpark zu schauen.

Und das geht gut? Sie sind doch selbst ebenfalls an Viehzucht interessiert.
Selbstverständlich. Aber mein Bruder ist mir auf diesem Feld überlegen. Wir besprechen zwar jeden Kauf oder Verkauf. Aber er entscheidet. Wenn es hingegen um Maschinen und Fahrzeuge geht, bin ich der Chef. Auch da besprechen wir alles gemeinsam, aber ich entscheide.

Wie ist es zu dieser Aufteilung gekommen?
Eigentlich hat das einst unser Vater so in die Wege geleitet: Den einen hat er in den Stall geschickt, der andere musste fahren. Er hat gemerkt, wo unsere Talente liegen. Wenn ich einen Traktor sehe, bin ich heute noch wie ein kleiner Bub. Von meinem Vater kam auch die Idee zur Betriebsgemeinschaft.

Ihre beiden Höfe sind zusammen sehr gross, rund 66 Hektaren. Aber auch ihr Maschinenpark ist beeindruckend. Ist er nicht zu gross?
Vielleicht sind wir da eben doch typische Bauern: Wir wollen alles selber machen, halten nichts davon, Maschinen zu mieten. So sind wir unabhängig. Ja, unser Maschinenpark ist gross und kostet viel. Aber dafür kommen wir ohne Angestellte aus, können die Arbeit als Familien alleine bewältigen. Auch auf die Eltern können wir uns verlassen. Sie sind immer da, wenn wir sie brauchen. Das ist sensationell! Ohne sie würde unser Betrieb nicht funktionieren. Wir wollen deshalb nicht noch grösser werden, sondern auch künftig alles mit Familienangehörigen bewältigen können.

Gegenwärtig sind Sie aber wegen einer Schulteroperation ausser Gefecht.
Für solche Fälle gibt es die Betriebshelfer. Ich habe früher selber für den Betriebshelferdienst gearbeitet – eine lehrreiche Zeit: Ich sah viele unterschiedliche Bauernhöfe. Als Betriebshelfer macht man genau das, was der Bauer will – auch wenn man es selber anders machen würde. Eine gute Sache, diese Selbsthilfeorganisation: Alle angeschlossenen Bauern zahlen ihren Jahresbeitrag von 60 Franken an den Betriebshelferdienst und erhalten im Notfall Unterstützung.

Ihrem zugeteilten Betriebshelfer müssen Sie nun ein Stück weit einfach vertrauen. Vertrauen ist wohl auch in einer Betriebsgemeinschaft wichtig?
Wir sind ein Familienbetrieb. Das erleichtert vieles, denn ein gewisses Grundvertrauen ist dadurch vorhanden. Mit dem Bruder spricht man wohl direkter als mit anderen Leuten. Aber wir sind dennoch nicht immer einer Meinung. Deshalb haben wir uns so organisiert, dass jeder seinen eigenen Verantwortungsbereich hat. Jeder von uns besitzt seinen eigenen Betrieb. Meinem Bruder Andreas gehört der elterliche Hof in der Höhi unweit des Dorfkerns von Wald; ich konnte vor einigen Jahren den Falkenhorst, der in der gleichen Gemeinde liegt, erwerben. Diese beiden Bauernhöfe verpachten wir an unsere Betriebsgemeinschaft und erhalten dafür einen Pachtzins. Das Inventar gehört uns je zu 50 Prozent. Die Betriebsgemeinschaft ist eine sogenannte einfache Gesellschaft. Bei einem Konkurs haften wir also mit unserem Privatvermögen. Den Gewinn teilen wir am Jahresende durch zwei.

Irene Hohl: Die Arbeit auf dem Hof kenne ich von zuhause. Ich bin in Gais als Bauerntochter aufgewachsen. Ich kann also überall anpacken. Aber die Betriebsgemeinschaft verlangt dennoch ein Umdenken. Es ist eine weitere Partei involviert. Unwillkürlich vergleicht man, was man selber macht und was die anderen machen. Viele Bauern fürchten sich deshalb davor.

Man ist sehr gut informiert über die Partnerfamilie?
Wir wissen sozusagen alles voneinander. Immerhin wohnen wir nicht auch noch am gleichen Ort. Aber wie Hans schon gesagt hat: Vertrauen ist wichtig. Ohne eine gewisse Toleranz geht es nicht.

Und wie ist das heute mit der Rollenteilung auf den Bauernhof?
Es gibt keine vorgegebene Rollenteilung mehr. Ich weiss einfach, was zu tun ist, wenn Hans nicht auf dem Hof ist. Und wenn ich nicht hier bin, kocht er. Wenn er im Winter mit Schneepflügen beschäftigt ist, schaue ich zu den Tieren. Beide Frauen gehen auch noch einer Teilzeitarbeit ausserhalb des Hofes nach. Das hat den Vorteil, dass man auch mal weg kommt und den Kopf etwas lüften kann.

Kann eine Betriebsgesellschaft wieder aufgelöst werden?
Hans Hohl: Selbstverständlich. Die nächste Generation muss neu entscheiden, welchen Weg sie gehen möchte. Nichts ist in der Landwirtschaft von Dauer. Das Umfeld ändert sich extrem schnell. Wir Bauern müssen uns immer von neuem anpassen. Und ich werde vermutlich nicht mein ganzes Berufsleben als Bauer verbringen. Unser Vater hat im Alter von 46 Jahren aufgehört, weil er eine Stelle fand, die ihm passte. Er ist jetzt Geschäftsführer einer Kanalreinigungsfirma. Auch Andreas und ich sind gewillt, relativ früh den Betrieb zu übergeben.

Werden Sie Ihren Kindern raten, die Betriebsgemeinschaft fortzuführen?
Sie wachsen mit ihr auf, kennen gar nichts anderes. Aber sie sind Cousins, nicht Brüder. Und der Altersunterschied wird grösser sein. Wir sind gespannt, wie sie einmal entscheiden werden.

Ein gewisses Konfliktpotential ist in der Betriebsgemeinschaft vorhanden?
Nur zwei Beispiele: wenn der eine etwa ein zeitaufwändiges Amt annimmt und weniger für den Betrieb arbeiten kann, dann kommt es zu einem Ungleichgewicht. Oder wenn die Frau des einen ausserhalb des Betriebs arbeitet und ein Zusatzeinkommen erzielt, die andere aber nicht.

Das kann zu unangenehmen Diskussionen führen.
Wenn man anfängt, sich gegenseitig dauernd zu kritisieren, dann kommt es nicht gut. Wenn sich das umgehen lässt, überwiegen aber die Vorteile. Am wichtigsten: Die Verantwortung liegt auf zwei Schultern. Sie ist dadurch leichter zu tragen. Auch schlimme Sachen sind dann nur noch halb so schlimm. Und die Freiheit ist einerseits zwar etwas eingeschränkt, wird an-

derseits aber auch wieder grösser, weil immer jemand da ist, der einem hilft.

Ihre Betriebsgemeinschaft ist modern eingerichtet. Wie halten Sie es mit dem Brauchtum?
Die Viehschau – das ist unser Tag! Daran hängen wir. Und die Kinder wachsen ebenfalls in das Brauchtum hinein. Übrigens: Obwohl wir Vorderländer sind, haben wir beim Silvesterchlausen mitgemacht. Mein Bruder Andreas und seine Frau Evelyne singen zudem im «Echo vom Kurzenberg», ich machte viele Jahre lang mit im Jodelchörli Speicher.

Josef Inauen (*1935), *Bauer, alt Landeshauptmann (Vorsteher des Land und Forstwirtschaftsdepartements von Appenzell Innerrhoden) 1982–2001, ehemaliger Präsident der Sortenorganisation Appenzeller Käse, Autor des Innerrhoder Alpkatasters (2014) und zahlreicher weiterer Publikationen Grund, Schwende*

Nach Ihrer Zeit als Politiker haben Sie Bücher zu kulturellen, historischen und landwirtschaftlichen Themen verfasst. 2014 ist die gänzlich überarbeitete Fassung des Innerrhoder Alpkatasters aus Ihrer Feder erschienen – eine aufwändige Arbeit. Was war Ihr Motiv?
Josef Inauen: Im Zentrum meines Interesses stand und steht immer die Landwirtschaft. Trotz meinen politischen Ämtern bin ich Bauer geblieben. Für meinen Vorgänger, Landeshauptmann Johann Koch, hatte ich das Sekretariat geführt. So konnte ich einfach in seine Fussstapfen treten, als er auf die Landsgemeinde 1982 hin seinen Rücktritt einreichte. Und weil ich neben dem Amt auch das Sekretariat weiterhin selbst betreute, stand ich in häufigem und direktem Kontakt mit ganz unterschiedlichen Leuten, vor allem mit Bauern. Ich lernte jene kennen, die an den Traditionen hängen und die man als «altmödig» bezeichnen könnte; dann andere, die einfach mehr oder weniger selbstverständlich mit der Zeit leben; und dann auch vorausschauende.

Zu welchen gehören Sie?
Ich halte an den Traditionen fest. Ich versuchte aber immer auch vorauszuschauen. Das Überlieferte ist wertvoll. Wir sollten es nicht vergessen, sondern in die neue Zeit tragen. Das ist nicht einfach – vor allem nicht in unserer kleinräumig geprägten Landschaft. Die Landwirtschaftsbetriebe werden grösser. Diese unaufhaltsame Entwicklung sollte man so gestalten, dass beispielsweise die Qualität der Landschaft erhalten bleibt.

Die Jahre, die sie überblicken können und in denen Sie selbst politisch aktiv waren, brachten mehr Wohlstand, auch in der Landwirtschaft, aber zugleich einen ungeheuren Wandel.
Das war nicht zu ändern. Aber die Leute, die einst die Strukturen geschaffen, die Häuser errichtet haben, dachten nicht kurzfristig. Sie hatten Zeit, alles gründlich zu überlegen. Sie beachteten zum Beispiel mögliche Naturgefahren, hatten Ereignisse im Bewusstsein, von denen frühere Generationen berichteten – Dinge, die heute leicht vergessen werden.

In der Landwirtschaft schien lange Zeit die Produktionssteigerung das Hauptziel zu sein.
In den 1980er Jahren hiess die Devise: Mehr produzieren, möglichst viel aus dem Betrieb herausholen, möglichst rationell arbeiten. Heute werden die Prioritäten anders gesetzt. Für ältere Leute ist das manchmal schwierig zu verstehen. Je seltener ein Bauer seine Wiese mäht, desto mehr Direktzahlungen erhält er.

Das ist auch für Sie persönlich schwierig zu verstehen?
Eigentlich schon. Ich weiss natürlich um die Bedeutung der Artenvielfalt, die durch extensive Bewirtschaftung gefördert wird. Dennoch glaube ich, Arbeit sollte sich lohnen. In jedem anderen Beruf ist das auch so: Man muss etwas leisten, bis man etwas erhält.

Die heutigen Direktzahlungen sind abhängig von der Fläche und so gestaltet, dass der Boden möglichst extensiv bearbeitet wird.
Das ist das Ziel. Wenn die Produktion allerdings weniger einbringt als die staatlichen Direktzahlungen, dann ist es für Junge schwierig, im Beruf des Bauern eine Perspektive zu sehen. Viele machen deshalb nicht nur die landwirtschaftliche Ausbildung, sondern absolvieren zunächst eine Lehre als Landmaschinenmechaniker, Maurer oder Zimmermann. So sind sie etwas unabhängiger.

Das zusätzliche Fachwissen ist auch auf dem Bauernhof hilfreich.
Sogar Informatikwissen ist nützlich und heute nötig.

Sie selbst gehörten ja auch zu den ersten PC-Anwendern in der Innerrhoder Regierung. Aber blicken wir nochmals zurück. Sie stammen aus sogenannt einfachen Verhältnissen, sind hier aufgewachsen, wo Sie und Ihre Frau immer noch wohnen. Wie sah es damals hier aus?
Das Haus ist äusserlich fast unverändert. Den Gaden habe ich etwas angepasst, als ich den Hof übernahm. In der Küche stand damals ein Holzherd zum Kochen – zusätzlich ein Käseherd. Wir hatten kein Wasser im Haus und keinen Strom und selbstverständlich auch kein Telefon. Damals lebte hier eine Grossfamilie. Meine Eltern bewohnten nach der Heirat nur das hintere Stübchen. In der vorderen Stube lebten Grossvater und Grossmutter und vier Geschwister. Man kochte gemeinsam. Als ich heiratete und den Hof übernahm, baute ich das Haus etwas um, überliess dem Vater und der Schwester den unteren Stock und baute den oberen Stock für uns aus. Für meine Frau war das nicht einfach. Zwar lebten die Grosseltern, Onkel und Tanten damals bereits nicht mehr. Aber wir waren immer noch viele im Haus. Ohne Rücksichtnahme und gegenseitigen Respekt hätten wir nicht zusammenleben können. So lernten wir, uns nicht gegenseitig dreinzureden.

Hat man unter den einfachen Verhältnissen gelitten?
Wir kannten nichts anderes. Was andere hatten und machten, interessierte mich zwar – aber ich hatte nie das Gefühl, dass ich das auch wollte. Wir hatten es schön zuhause.

Aber Sie wären gerne ins Kollegium gegangen, in das Gymnasium in Appenzell.
Ich ging gerne zur Schule. Damals existierten zwei Schulkreise. Die Kinder aus dem inneren Kreis ums Dorf durften und mussten den ganzen Tag zur Schule gehen. Aber dieser Kreis war eng, wir gehörten nicht dazu.

Für Bauernkinder galten nicht die gleichen Bedingungen?
Wir mussten lernen, was für uns wichtig war: schreiben, lesen und etwas rechnen. In der sechsten Klasse fragte Pfarrer Wild, weshalb ich nicht ins Kollegium gehe. Das war für uns nicht möglich, denn damals musste man die Schule selbst bezahlen.

Alles war darauf ausgerichtet, dass Sie Bauer werden.
Ich hatte fünf Schwestern und war der einzige Bub. Vater hätte es nicht verstanden, wenn ich nicht Bauer geworden wäre – und ich hätte ihm das auch nie angetan.

Dennoch bildeten Sie sich weiter?
Es gab ja Alternativen zur Schule: selber etwas lernen. Eine meiner Tanten besass eine alte Schreibmaschine, die ich benutzen durfte. Und ich las viel. In der Dorfbibliothek konnte ich jede Woche zwei Bücher holen – bis ich fast den ganzen Bestand kannte.

Wie fanden Sie zur Politik?
Ich war beispielsweise in der Feuerwehr, Obmann in Schwende. Und wenn man in Appenzell Innerrhoden merkt, dass einer es in den Vereinen recht macht, verpflichtet man ihn früher oder später auch für ein politisches Amt. Es kam damals noch nicht so sehr auf die Medien an, sondern nur darauf, was einer tat.

So sind Sie ein Bauer und Landwirtschaftspolitiker geworden, der sich stets über die Hintergründe Gedanken machte. Wo orten Sie heute das Hauptproblem in der Landwirtschaftspolitik?
Es hat damit zu tun, dass die Landwirtschaft und die Alpkulturen in der Schweiz äusserst vielfältig sind. Regulierungen nehmen darauf oft zu wenig Rücksicht. Das kann dazu führen, dass regionale Eigenheiten verloren gehen, weil nicht honoriert wird, was sie prägt. Mit Regulierungen will man zwar das Gute fördern. Laufställe werden unterstützt, weil sie angeblich dem Tierwohl dienen. Aber es gibt Laufställe, wo die Kühe kaum noch ins Freie gelangen. Für manche Bauern ist es einfacher, das Gras zu mähen und im Stall zu verfüttern. Fragen Sie mal die Kühe, was ihnen lieber ist: Ein Anbindestall und zwischendurch Gelegenheit für einen Weidgang – oder ein Laufstall fast ohne Auslauf? Am wichtigsten für das Tierwohl ist immer noch der Bauer, nicht die Regulierung.

Als Sie 1982 in die Innerrhoder Regierung gewählt wurden, führten Sie immer noch Ihren Bauernhof im Grund, Bezirk Schwende. Wer machte die Arbeit?
Das war eine Herausforderung, vor allem auch für meine Frau und die Kinder, die viel mithelfen mussten. Der grössere Bub war damals erst achtjährig. Ungefähr zehn Jahre später haben die beiden Söhne selber angefangen. Sie konnten einen Betrieb pachten, nutzten meine Maschinen, hatten aber eigene Tiere. Ich selber hatte ebenfalls noch Kühe. Die beiden entschieden damals, gemeinsam einen Hof zu führen, denn die Rekrutenschule stand erst noch bevor, ebenso die Ausbildung am landwirtschaftlichen Bildungs- und Beratungszentrum Plantahof in Landquart. Da war es sinnvoll, dass sie sich gegenseitig vertreten konnten.

Und heute?
Heute besitzt jeder seinen eigenen Hof. Aber sie arbeiten eng zusammen. Sie bieten ein Beispiel für den Konzentrationsprozess in der Landwirtschaft. Zusammen bewirtschaften sie heute 12 frühere Höfe – inklusive meinen.

Literatur: Josef Inauen: Innerrhoder Heimweiden. Mit einem Rückblick auf frühere Bewirtschaftungs- und Lebensformen. Appenzell: Appenzeller Volksfreund, 2007; Ders.: Innerrhoder Alpkataster 2012/2013. Die Alpwirtschaft in Appenzell I. Rh. mit einem Beschrieb der einzelnen Alpen und Alprechte. Appenzell: Appenzeller Volksfreund, 2014

Hans Eugster-Kündig (*1934), *Bauernsohn, Reallehrer im Ruhestand, Autor des Ausserrhoder Alpkatasters (2015)*
Auf dem Bild zusammen mit seiner Frau Rosemarie Eugster-Kündig auf der Alp Nusshalde, Hundwil
Harschwendistrasse 1, Waldstatt

Wie geht man vor, wenn man den Alpkataster – immerhin ein Buch von 400 Seiten – neu erarbeitet?

Hans Eugster: Indem man zuallererst einen Fragebogen entwickelt und ihn dann allen Alpbesitzern und Alpbewirtschaftern schickt: Fläche? Bestossung? Erschliessung? Wasserversorgung? Bauten? – Weil manche Bauern und Sennen viel anderes zu tun haben und das Ausfüllen eines Fragebogens immer wieder vertagen, ist es eine ziemliche Übung, bis man im Besitz aller Angaben ist. Das ist dann aber nur der erste Schritt. Im Laufe der letzten zwei Jahre besuchte ich alle 130 Ausserrhoder Alpen persönlich, manche mehrmals.

Von Gesetzes wegen ist ein Alpkataster heute nicht mehr Pflicht.

Dennoch hat die Redaktionskommission mit alt Landammann Hans Diem, dem Vorsteher des Landwirtschaftsamts Jakob Scherrer und den beiden Mitarbeiterinnen Marianne Fässler und Prisca Götte gefunden, die Aktualisierung sei nötig, und sie erteilten mir den Auftrag, das Werk zu erneuern. Ich selber war äusserst motiviert, die Arbeit in Angriff zu nehmen – trotz des vorhersehbaren Riesenaufwands. Und so bin ich im Regensommer 2014 von Alp zu Alp gefahren oder gewandert und habe mit den Bewirtschaftern und/oder den Besitzern die Veränderungen seit der letzten Auflage von 1993 besprochen. Ich bin jeweils mit einem grossen Bündel von Notizen nach Hause gekommen. Die Gespräche mit Bauern und Sennen waren für mich eine grosse Freude. Stets war ich willkommen. Man zeigte mir gerne die Alp. Ein schönes Erlebnis folgte dem andern.

Wie geht es den Älplern heute?

Sie sind höchst motiviert. Ihnen gefallen die Arbeit und das Leben auf der Alp. Aber sie erbringen eine gewaltige Arbeitsleistung. So steht einer, der einst zu mir in die Schule ging, jeden Morgen um 4 Uhr auf und geht erst um 11 Uhr abends ins Bett. Aber er beklagt sich nicht, sondern freut sich über jeden Tag. Trotz des meist misslichen Wetters im Sommer 2014 traf ich fast nur auf fröhliche, gut gelaunte Frauen und Männer.

Sie sind selbst ein Bauernbub.

In meiner Kindheit konnte ich mich darüber nicht freuen. Ich sah, wie streng die Eltern arbeiteten, um uns acht Kinder durchzubringen. Es war ein eigentlicher Lebenskampf. Die Mutter verrichtete zusätzlich Heimarbeit, sonst hätte es nicht gereicht. Noch heute bin ich voll Bewunderung für meine Eltern, die mir ermöglichten, Lehrer zu werden. Erst später, als ich viel wanderte und mit Bauern ins Gespräch kam, begann ich mich für die Landwirtschaft zu interessieren. Als Liebhaber traditioneller Werte fand ich eine persönliche Verankerung bei den Bauern. Ich konnte mich auf sie immer verlassen – im Zivilleben, aber auch im Militär.

In manchen Kreisen ist es üblich, die Landwirtschaft als Subventionsempfängerin zu kritisieren.

In vielen Gesprächen mit Bauern habe ich immer wieder vernommen, dass sie selber froh wären, wenn sie nicht auf Direktzahlungen angewiesen wären. Aber die Milch- und Fleischpreise sind heute so tief, dass sie ohne diesen Zustupf kaum überleben und sicher nicht in ihre Betriebe investieren könnten. Leider ist in der globalisierten Welt einiges aus dem Lot.

Persönlich bin ich aber überzeugt, dass die Schweiz eine eigene Landwirtschaft braucht. Vieles hängt von ihr ab, nicht nur die Ernährungssicherheit, sondern indirekt unser ganzes Land mit der schönen Kulturlandschaft.

Was beeindruckt Sie am meisten, wenn Sie an Ihre Arbeit am Alpkataster zurückdenken?

Die vielen interessanten Gespräche! Das grosse Fachwissen vieler Sennen und Bauern, ihr Geschick, mit dem sie traditionelle und neue Arbeitsweisen miteinander verbinden. Nur ein kleines Beispiel: Mir wurde eine Einrichtung gezeigt, die so klug und zweckmässig konstruiert ist, dass eine ganze Güllengrube ohne Motorkraft, allein durch die Wirkung des Vakuums und der Schwerkraft, ausgebracht werden kann.

Rund um die Alpwirtschaft kommt es aber sicher auch zu Konflikten?

Selbstverständlich. Im ergänzenden Textteil forsche ich auch nach möglichen Reibungsflächen. Heute sind es andere als früher. Oft ist der Verkehr das grösste Problem, vor allem bei der Alpauffahrt und Abfahrt. Auch Tourismus und Alpwirtschaft können sich in die Quere kommen. Aber erstaunlicherweise hört man von Seiten der Sennen und Bauern kaum Klagen. Offenbar findet man immer wieder gute Lösungen und kommt aneinander vorbei.

Literatur: Hans Eugster: Die Alpen in Appenzell Ausserrhoden. Schwellbrunn: Appenzeller Verlag, 2015